



SARA J. HENRY

EIN  
**HERZSCHLAG**  
BIS ZUM **TOD**

dtv  
premium

THRILLER

Sara J. Henry

Ein Herzschlag  
bis zum Tod

Thriller

Deutsch von  
Susanne Goga-Klinkenberg

Deutscher Taschenbuch Verlag



Deutsche Erstausgabe 2011  
Deutscher Taschenbuch Verlag GmbH & Co. KG,  
München

© 2011 Sara J. Henry

Titel der amerikanischen Originalausgabe:

›Learning to Swim‹ (Crown, New York 2011)

© 2011 der deutschsprachigen Ausgabe:

Deutscher Taschenbuch Verlag GmbH & Co. KG,  
München

Mit Genehmigung von Shaye Areheart Books, an imprint of  
The Crown Publishing Group, a division of Random House, Inc.

Umschlagkonzept: Balk & Brumshagen

Umschlaggestaltung: Wildes Blut, Atelier für Gestaltung, Stephanie Weischer  
unter Verwendung eines Fotos von plainpicture/Arcangel

Satz: Greiner & Reichel, Köln

Gesetzt aus der Sabon 10/13,25"

Druck und Bindung: CPI – Ebner & Spiegel, Ulm  
Gedruckt auf säurefreiem, chlorfrei gebleichtem Papier

Printed in Germany · ISBN 978-3-423-24888-4

*Für meinen Dad, der mir das Lesen beigebracht  
und immer für genügend Lesestoff gesorgt hat*

# I. Teil

»Schwimmen ist ein Sport, der nicht jedem liegt.«  
*Aus einem Blog zum Thema Schwimmenlernen*

## I

Hätte ich geblinzelt, wäre es mir entgangen.

So aber sah ich etwas vom Achterdeck der entgegenkommenden Fähre fallen. Es hätte irgendwelcher Müll sein können oder auch eine Puppe von der Größe eines Kindes. Beides wäre naheliegender gewesen als das, wofür ich es hielt: ein kleines menschliches Gesicht mit weit aufgerissenen Augen, das in einem winzigen, eingefrorenen Moment ins Wasser stürzte.

Ich hatte die Spätnachmittagsfähre über den Lake Champlain genommen, die große, die eine Stunde bis nach Vermont braucht. Es war bedeckt und neblig, einer jener unentschlossenen Tage in den Adirondacks, in denen sich der Sommer noch nicht festlegen möchte, und ich hatte mir wegen der gelegentlichen kalten Böen eine Windjacke übergezogen. Ich war allein an Deck, der geschlossene Aufenthaltsraum mit den schmalen Bänken und der winzigen Snackbar machte mich immer nervös. Außerdem sah ich gerne zu, wie die Fähre das Wasser durchschnitt. Heute war es auf dem See ruhig, man sah keine anderen Boote außer dem Zwilling meiner Fähre, der behäbig in die Gegenrichtung tuckerte.

Was dann folgte, war eine instinktive Reaktion auf die kleinen Augen, die ich zu sehen gemeint hatte. Ohne einen weiteren Gedanken kletterte ich auf die Reling, an die ich mich gerade noch gelehnt hatte, holte tief Luft und machte einen Kopfsprung in den See.

Es ist erstaunlich, wozu man fähig ist, wenn man nicht lange nachdenkt. Das kalte Wasser schien mir die Luft aus den

Lungen zu saugen, doch ich trat instinktiv mit den Füßen und schwamm nach oben.

Bei den wöchentlichen Mini-Triathlons, die in meinem Wohnort Lake Placid stattfinden, steige ich meist als eine der Letzten aus dem Wasser. Ich bin nur einmal richtig getaucht, als ich meine Haarspange im Swimmingpool einer Freundin verloren hatte. Selbst dafür brauchte ich zwei Versuche. Wenn ich einen Film sehe, in dem der Held durch eine lange, enge Röhre tauchen muss, halte ich probeweise auch die Luft an. Ich schaffe es nie.

Doch meine Entscheidung war gefallen, ich war im See und kämpfte mich unter Wasser voran. Als ich wieder an die Oberfläche kam, hatte ich ein Drittel der Strecke bis zu der Stelle zurückgelegt, an der das Etwas ins Wasser gefallen war. Beide Fähren waren in entgegengesetzten Richtungen weitergefahren. Niemand war zu sehen. Keine Warnrufe von Deck, keine der Fähren stoppte oder startete ein Wendemanöver.

Ich hielt die Augen auf das Wasser vor mir gerichtet. Ein Stück weiter tauchte plötzlich etwas auf, zu weit weg. Mein Magen drehte sich um. Dann schwamm ich los, kräftiger und schneller, als es mir je beim Mini-Triathlon gelungen war, wenn mir die Touristen mittleren Alters im Nacken saßen.

Als ich die Stelle erreichte, holte ich tief Luft und tauchte. Das Wasser war nicht klar, aber auch nicht ganz trübe, alles sah grünlich verschwommen aus. Flache, farblose Fische schossen an mir vorbei, dann musste ich wieder hoch und Luft holen.

Während ich keuchend Wasser trat, kehrte mein Verstand allmählich zurück. Mir war nicht nur kalt; mein Körper war fast taub. Ich befand mich allein in einem sehr tiefen, fast zwanzig Kilometer breiten See und tauchte nach etwas, das durchaus eine simple Mülltüte sein konnte. Ich war mir nicht sicher, ob ich es ans Ufer schaffen würde. Dennoch tauchte ich noch einmal, und diesmal fand ich es.

Es war kein Müll. Auch keine Puppe. Es war ein kleiner Jun-

ge, dessen Arme sich in einem dunklen Sweatshirt verfangen hatten und dessen glattes, dunkles Haar gespenstisch um seinen Kopf schwebte. Einen schrecklichen Moment lang glaubte ich, eine Leiche zu sehen, doch dann zuckte sein kleiner Fuß im Turnschuh. Als ich nahe genug war, um nach dem Sweatshirt zu greifen, drehte sich der Junge zu mir und schaute mich aus großen, dunklen Augen an. Die hatte ich mir also doch nicht eingebildet. Dann gingen sie langsam zu. Ich kämpfte mich nach oben und zog ihn mit einer Hand hinter mir her, während ich mit der anderen Schwimmbewegungen machte und so kräftig wie möglich mit den Füßen trat.

Es dauerte eine Ewigkeit. Meine Ohren dröhnten, mein Körper war eine Marionette, die ich mit meiner inneren Stimme dirigierte: *Weiterschwimmen, weiterschwimmen, weiterschwimmen*. Mir war nicht mehr kalt, und meine Kehle hatte aufgehört zu zucken. Ich fragte mich, ob ich schon ertrunken war. Nein, ich spürte einen dumpfen Schmerz in dem Arm, mit dem ich den Jungen umklammert hielt.

Ich strampelte weiter und erahnte ein Licht über mir: entweder den Himmel oder die Wasseroberfläche. Wir schossen aus dem Wasser hoch, der Junge neben mir. Ich sog so viel Luft ein, dass es in den Lungen weh tat, und schüttelte mir das Wasser aus dem Gesicht.

Der Junge hing schlaff in meinem Arm, in das vollgesogene Sweatshirt verstrickt, und ich konnte nicht erkennen, ob er noch atmete. Ich versuchte, ihm das Sweatshirt über den Kopf zu ziehen, und wollte ihm auf den schmalen Rücken schlagen. Vor Jahren hatte ich Wiederbelebung gelernt, aber wer sagt einem schon, wie das geht, wenn man dabei in einem tiefen, kalten See Wasser tritt?

Keine Reaktion. Ich zog den Jungen zu mir, legte den Mund auf seinen und blies, holte abwechselnd Luft und blies – einmal, zweimal, dreimal. Jetzt war ich fast wütend, auf die Ironie des Schicksals oder was auch immer mich in dieses kalte



Wasser getrieben hatte, mit einem dünnen, sterbenden Kind in den Armen. Ich hatte ihn gefunden, und er musste, verdammt noch mal, endlich atmen.

Der Junge hustete, spie einen Wasserschwall aus und öffnete die Augen. »Ja!«, flüsterte ich, »ja, ja, ja!« Ich glaube, ich habe ihn auch ein bisschen geschüttelt. Ich hätte geweint, wenn ich nicht schon vor langer Zeit gelernt hätte, dass man nicht gleichzeitig weinen und schwimmen kann.

Jetzt mussten wir ans Ufer gelangen, und der Weg dorthin sah sehr viel weiter aus als die Strecke beim Mini-Triathlon.

Ich habe gelesen, dass Ertrinkende einen mit sich in die Tiefe ziehen können. Man soll ihnen daher den Arm um den Hals legen, damit sie einen nicht packen können. Ich wusste aber, dass ich es mit nur einem Arm nicht an Land schaffen würde. Also schob ich seine Hände unter meinen Gürtel und drückte sie zu winzigen Fäusten.

»Halt dich fest«, sagte ich und schaute in seine dunklen Augen. Er schien mich zu verstehen.

Der Weg ans Ufer war nicht dramatisch, nur mühsam. Es gibt eine Formel, um zu berechnen, wie lange man im kalten Wasser überleben kann, bevor die Unterkühlung einen benommen und die Gliedmaßen nutzlos macht. Zum Glück konnte ich mich nicht daran erinnern.

Diesen Teil einer Rettungsaktion werden Sie im Fernsehen niemals sehen – den langen, langsamen, öden Teil. Ich kralte, ich schwamm auf der Seite. Im Geiste sang ich ein langsames Klagelied, das ich bei den Pfadfinderinnen gelernt hatte: *Mandy had a little bay-bee. Had that baby just for me.* Ziehen, atmen. *Mandy, oh, my Mandy oh, my Man-dee mine.* Ziehen, atmen. *Baby made my Mandy cry. Cried so hard she soon did die.* Ziehen, atmen. *Mandy, oh, my Mandy oh, my Man-dee mine.*

Einmal rutschten die Hände des Jungen von meinem Gürtel, und ich konnte ihn gerade noch packen, bevor er unterging. Er

öffnete die Augen einen Spalt weit und schaute mich benommen an. Ich nahm ihn in die Arme, während das Wasser um uns herumschwappte. »Nur noch ein bisschen, nur noch ein bisschen«, flehte ich ihn an, und seine Augenlider flatterten. Vielleicht weinte ich jetzt doch, aber ich war so nass und kalt, dass ich es nicht genau sagen konnte.

Jetzt erkannte ich Einzelheiten am Ufer, Felsen und einen großen Baum, der mir zu winken schien, und ich wollte verdammt sein, wenn wir so nah vor dem Ziel ertranken. Ich riss die Kordel aus meiner Kapuze und knotete seine Hand an meinen Gürtel. Dann schwammen wir als unbeholfenes Tandem weiter.

Wir waren weit vom Fähranleger abgetrieben und erreichten das Ufer an einer felsigen Stelle. Ich tastete mit den Füßen, und da war der rutschige Boden. Ich zog den Gürtel aus, um den Jungen zu befreien, und hob ihn auf meine Hüfte. Dann taumelte ich aus dem Wasser, während er sich an mich klammerte wie ein kleiner Orang-Utan, und setzte mich auf den ersten großen Felsen.

Einen Moment lang saßen wir schweigend da, rangen nach Luft, zitterten. Meine innere Stimme sagte *dankedankedanke*, wengleich ich nicht wusste, wem ich dankte. Mit sonderbarer Klarheit spürte ich den harten Stein unter mir und dass mich das Wasser nicht länger hin und her wiegte.

Der Junge regte sich und drehte sich zu mir. Das dunkle Haar klebte an seinem schmalen Gesicht. Zum ersten Mal gab er einen Laut von sich.

»*Merci*«, flüsterte er.

Er war dünn und blass, hatte eine leichte Stupsnase, riesige, dunkle Augen mit langen Wimpern und tiefe Schatten unter den Augen. Er war klein, vielleicht fünf oder sechs Jahre alt, und trug einen warmen, langärmeligen, gestreiften Pullover und eine Jeans. Er schaute mich friedlich an, seufzte wie ein müder Welpe und bettete den Kopf an meine Brust.

Die Gefühle, die mich daraufhin durchfluteten, trafen mich wie ein Schlag. Einen verrückten Moment lang schien der Junge, der auf meinen Schoß saß, mir zu gehören, ein Geschenk des Sees.

Wir blieben eine Weile eng umschlungen dort sitzen – wie lange, kann ich nicht sagen. Wasser, Wolken, Himmel und Ufer sahen aus wie im Film, und die Zeit bekam eine andere Dimension, als bewegte sie sich langsam und träge. Dann plötzlich spürte ich den Wind auf meiner kalten Haut und den nassen Kleidern. »Wir müssen uns bewegen«, sagte ich und stellte ihn auf die Füße. Sofort schwand die Wärme aus meinem Körper, wo ich ihn eben noch an mir gespürt hatte.

Ich drückte das Wasser aus meinem Pferdeschwanz und wrang meine Windjacke aus. Der Junge hatte noch seine Turnschuhe an und ich meine Sportsandalen. Sie waren so leicht, dass ich mir nicht die Mühe gemacht hatte, sie im Wasser auszuziehen. Ich streckte die Hand aus. »*Viens*«, sagte ich. Ich ergriff seine kleine, kalte Hand und stieg über die Felsbrocken.

Es war wie ein Traum, ein Albtraum. Es fühlte sich an, als watete man durch Treibsand. Nach wenigen Minuten musste

der Junge husten, dann würgte er, fiel auf die Knie und erbrach Seewasser ins schmutzige Gras. Ich hielt seine Taille umfasst, während er würgte, und wischte ihm mit den Ärmel meiner Jacke den Mund ab.

Ich dachte an meinen Subaru auf dem Parkplatz, in dem ich Kleidung zum Wechseln und einen Schlafsack aufbewahre, seit ich einmal in einen Schneesturm geraten war und in der frostigen Hütte eines Freundes übernachten musste. In den Adirondacks heißt es: *Wenn dir das Wetter nicht gefällt, warte fünf Minuten.* Ich war als Sportreporterin der Lokalzeitung hierher gezogen und hatte entdeckt, dass man an einem Aprilnachmittag ein Baseballspiel in der Sonne genießen und nach dem vierten Inning im Schnee stehen kann.

Als wir die Straße erreicht hatten, wurde es dunkel, und der Nebel war zu einem leichten Nieselregen geworden. Ich setzte meine Kapuze auf und stapfte weiter. Als die Schritte neben mir langsamer wurden, schwang ich den Jungen wieder auf meine Hüfte. *Rechter Fuß, linker Fuß.* Ein Auto überholte uns, und erst als es verschwunden war, fiel mir ein, dass ich es hätte anhalten können. »Ich muss zu meinem Auto«, dachte ich. »Ich muss zu meinem Auto.« Erst da merkte ich, dass ich laut gesprochen hatte.

Jetzt konnte ich den Parkplatz und meinen blauen Subaru erkennen. Ich konnte wieder klar denken und stellte fest, dass dort absolute Ruhe herrschte. Es war wie bei dem merkwürdigen Ereignis mit dem Hund in der Nacht, das in einer Sherlock-Holmes-Geschichte vorkommt – merkwürdig deswegen, weil der Hund nichts getan hatte.

Am Fähranleger war nichts los. Keine Polizei. Keine Küstenwache. Keine besorgten Eltern, die nach einem kleinen, französisch sprechenden Jungen suchten, der von einer Fähre verschwunden war. Hätte sich nicht ein kleines, nasses Kind an mich geklammert, wäre ich überzeugt gewesen, alles nur geträumt zu haben.

Der Junge begann zu zittern und mit den Zähnen zu klappern. *Schlüssel*. Ich klopfte auf meine Tasche. *Verdammt*. Vermutlich lag mein Schlüsselbund auf dem Grund des Lake Champ-lain. Aber Thomas, der Mann, mit dem ich zusammen war, hatte mir eine kleine Schlüsseldose geschenkt, die ich unter dem Auto befestigt hatte. Ich hatte es eigentlich nur deshalb getan, weil er mich sicher danach fragen würde. Ein seltsames Geschenk, hatte ich gedacht, so als könnte ich nicht auf mich selbst aufpassen. Und es wäre auch ganz schön gewesen, einmal etwas weniger Praktisches zu bekommen.

In diesem Augenblick aber war ich dankbar dafür. Ich tastete unter dem Wagen nach der kleinen Dose, die irgendwo hinten am schmierigen Unterboden befestigt war. Mit kalten Fingern öffnete ich sie, schloss den Wagen auf und holte die Kleidung hinter dem Vordersitz heraus. Dann öffnete ich die Kofferraumklappe und setzte den Jungen auf die Kante. Er ließ die Beine baumeln und schaute mich an.

Allmählich fiel mir mein Französisch wieder ein. Ich hatte es an der Universität gelernt, und da ich in der Nähe von Montreal wohne, wo es manche Menschen sehr erzürnt, wenn man Englisch mit ihnen spricht, übe ich im Auto mit CDs aus der Bücherei, sage französische Sätze auf und werde von den Leuten in den Nachbarautos komisch angeschaut.

»*Comment t'appelles-tu?*«, fragte ich ihn. Etwas flackerte in seinen dunklen Augen auf. Dann wurden sie wieder ausdruckslos.

»*Je n'saispas*«, murmelte er und zog die Wörter zusammen. Er wusste nicht, wie er hieß?

»*Tu ne parles pas anglais?*« Er schüttelte den Kopf. Er konnte kein Englisch.

Ich wühlte in der Tasche und holte ein Sweatshirt hervor, ähnlich dem, in das er eingewickelt gewesen war. Dazu ein T-Shirt, das in der Wäsche eingelaufen war, und eine Adidas-Jacke mit kaputtem Reißverschluss.

»*Lève les bras, s'il te plaît*«, sagte ich. Er hob gehorsam die Arme, und ich zog ihm den nassen Pullover aus. Und auf einmal lief vor meinen Augen ein Film ab: Ich sah, wie ich ihm im Wasser das nasse Sweatshirt über den Kopf zerrte, und ich sah deutlich, was ich bis jetzt verdrängt hatte: die Ärmel des Sweatshirts waren fest um seinen Körper gewickelt und zu einem engen Knoten gezurrt.

Auf dem langen Weg zum Ufer hatte ich mir seine Eltern vorgestellt: gut gekleidet, attraktiv, sie hatten ihn friedlich schlafend auf dem Rücksitz ihres topmodernen Autos zurückgelassen – eckig und sicher, vielleicht ein Volvo –, während sie im Aufenthaltsraum Kaffee getrunken hatten, ohne zu ahnen, dass sich ihr Kind aus dem Auto schleichen und über Bord fallen würde. Ich hatte sie mir am Fähranleger vorgestellt, umgeben von Polizei und Küstenwache und Tauchern, die Mutter außer sich, tränenüberströmt, der Vater schroff und zornig vor Angst und Sorge. Dann die Mischung aus Hysterie und Dankbarkeit, wenn sie ihren Sohn sicher in die Arme schlossen.

Doch am Anleger war niemand. Keine Eltern, keine Polizei, keine Küstenwache. Und ich konnte nicht länger verdrängen, dass jemand ein Sweatshirt um das Kind geknotet und es in den See geworfen hatte, damit es ertrank.

Ich begann in einer Mischung aus Englisch und Französisch zu plappern, als redete ich einem verletzten oder verängstigten Hund gut zu. Ich sagte, was mir gerade in den Sinn kam. Dabei zog ich dem Jungen mein altes T-Shirt über den Kopf und schob seine dünnen weißen Arme hinein. Dann half ich ihm in die Jacke, als würde ich eine Puppe anziehen.

Ich streifte ihm die durchweichten Turnschuhe ab und meine dicken Wollsocken über und zog sie bis über die Jeans, damit sie nicht rutschten. Meine Finger waren taub vor Kälte. Ich hatte keine Hose, die ihm gepasst hätte, und wickelte ihm daher ein Handtuch um die Jeans. Dann trug ich ihn auf den Beifahrersitz. Ich holte den Schlafsack mit der Wattefüllung, den ich seit der eisigen Nacht in der Hütte immer dabei hatte, und stopfte ihn rund um den Jungen fest. Er sagte kein Wort. Nur handeln, bloß nicht nachdenken.

Es war niemand in der Nähe. Allerdings hätte meinerwegen auch das gesamte Footballteam von Saranac Lake zuschauen können, als ich mir Windjacke und T-Shirt vom Körper riss, das Kapuzensweatshirt überstreifte, aus meinen Shorts stieg und eine alte Jogginghose anzog – so kalt war mir. Der trockene Stoff fühlte sich wunderbar auf der Haut an. Ich warf unsere nassen Kleider in den Kofferraum, stieg ein und ließ den Motor an. In meinem Schlafsack sah der Junge noch kleiner aus. Er ließ mich nicht aus den Augen.

Der Motor summte. Ich schaltete die Heizung ein.

Was sagt man zu einem kleinen Jungen, der soeben von

einem Schiff geworfen worden ist, der weder weint noch einem erzählen will, was passiert ist? »*Je m'appelle Troy*«, sagte ich schließlich. Ich spürte, wie er sich ein wenig entspannte, und begriff erst jetzt, wie verkrampft er gewesen sein musste.

»Trrroy«, wiederholte er sanft.

Ich weiß, es ist ein komischer Name für ein Mädchen. Meine Schwestern heißen Suzanne und Lynnette, Namen, die zu Südstaatenschönheiten passen, aber als mein Bruder und ich geboren wurden, waren meiner Mutter wohl die Ideen ausgegangen. Also benannte unser Vater uns nach Figuren aus seinen Lieblingskrimis – Simon aus der *Simon-Templar*-Reihe und mich nach Troy, der Frau des Polizisten aus den Krimis von Ngaio Marsh. Mir gefiel die Figur, nach der ich benannt war: schlank, nachdenklich, anmutig, eine begabte Malerin und gute Menschenkennerin. Allerdings habe ich mich immer gefragt, ob meine Mutter mich lieber gemocht hätte, wenn ich eine Christina, Sharon oder Jennifer gewesen wäre.

Ich glaubte nie und nimmer, dass der Junge seinen Namen nicht wusste. Er wollte ihn mir nur nicht sagen.

»*Qu'est-ce qui s'est passé sur le bateau?*«, fragte ich.

Er zuckte mit den Schultern, sagte aber nichts. Das überraschte mich nicht. Hätte er mir erzählen wollen, was auf der Fähre geschehen war, dann hätte er es längst getan.

»*Tes parents?*«

Noch nie hatte ich einen so leeren Gesichtsausdruck bei einem Kind gesehen.

Während meiner Zeit am College hatte ich zwei Nachmittage in der Woche ehrenamtlich in einer Betreuungseinrichtung gearbeitet, in der Polizei und Sozialarbeiter oft mitten in der Nacht Kinder ablieferten. Ein dünnes blondes Mädchen namens Janey hatte mich angefleht, sie zu adoptieren. Ich hatte versucht, ihr zu erklären, dass eine 19-jährige Studentin niemanden adoptieren kann, schon gar nicht eine Neunjährige – aber wer verzweifelt nach einem glücklichen Zuhause sucht,



gibt nicht so schnell auf. Immer wieder wurde sie in das Heim gebracht und war jedes Mal hohläugiger, dünner und in sich gekehrter. Die Mitarbeiter durften uns keine Einzelheiten verraten, und so konnte ich nur ahnen, was bei ihr zu Hause vorging. Und dann war sie weg. Vielleicht kam sie in eine Pflegefamilie oder ein Kinderheim oder ihre Familie zog weg, um dem Zugriff des Sozialamts zu entgehen. Ich habe nie erfahren, was aus ihr geworden ist.

Danach dachte ich jahrelang, wann immer ich ein dünnes blondes Mädchen sah, es könnte Janey sein.

Die Fensterscheiben beschlugen von unserem Atem. Ich zwang mich, klar zu denken. Der Fahrkartenschalter war verlassen, die Passagiere längst weg, die Fähre des Jungen vermutlich schon auf halbem Weg zurück nach Vermont. Hier gab es keine Passagierlisten. Man bezahlte einfach und fuhr oder ging an Bord. Die Polizei könnte aber die Fähre bei der Ankunft in Burlington erwarten und sich nach Leuten erkundigen, die dort mit einem kleinen Jungen an Bord gegangen waren.

Mein Handy hatte ich im Auto am Aufladekabel vergessen – nur deshalb war es nicht auf dem Grund des Sees gelandet. Hier würde ich kein Signal bekommen, aber ein Stück weiter, am Bahnhof, gab es eine Telefonzelle. Ich nahm eine Hand voll Münzen aus dem Aschenbecher und zeigte auf das Telefon, damit der Junge wusste, was ich vorhatte. Ich lehnte mich an die Wand der Zelle und blätterte mit klammen Fingern im Telefonbuch.

Die Menschen wollen schlimme Dinge gewöhnlich nicht wahrhaben – und verdrängen sie. Sie wollen nicht wahrhaben, dass Lehrer Monster sein können, dass Priester Kinder missbrauchen, dass der nette Junge von nebenan sämtliche Mädchen aus der Nachbarschaft nacheinander systematisch belästigt. Sie verschließen die Augen, so lange es nur geht.

Wenn ich den Polizisten erklärte, dass jemand ein Sweat-

shirt in Erwachsenengröße wie eine Zwangsjacke um dieses Kind gebunden hatte, würden sie freundlich lächeln und mir erklären, es müsse sich um einen Irrtum handeln. Vermutlich hätten sich die Ärmel einfach nur verdreht und um seine Taille gewickelt. Beweisen konnte ich nichts, da sich das Sweatshirt am Grund eines hundertzwanzig Meter tiefen Sees befand.

Und der Junge würde ihnen definitiv nicht erzählen, was passiert war.

Ich hörte auf zu blättern und rief die Auskunft an, warf Geld nach und wählte die Nummer der Polizei in Burlington. Als sich eine Frauenstimme meldete, sagte ich klar und deutlich, ohne meinen Namen zu nennen: »Jemand hat einen kleinen Jungen von der Fähre von Burlington nach Port Kent geworfen. Vor weniger als einer Stunde. Er ist fünf oder sechs Jahre alt, hat dunkles Haar, braune Augen, ist dünn und spricht Französisch.«

Zahllose Fragen prasselten auf mich ein. Ich ignorierte sie und wiederholte, was ich gesagt hatte. Denn ich hätte außer der Frage nach meinem Namen keine beantworten können, und die wollte ich nicht beantworten. Dann hingte ich ein. Danach rief ich die Polizei in Elizabethtown an, wo es auch ein Revier gab, wiederholte meinen Spruch und legte auf.

Ich sah zu dem Jungen, der mich durch die Windschutzscheibe beobachtete.

Dann stieg ich wieder ins Auto. »Auf geht's«, sagte ich und deutete auf den Sicherheitsgurt. Er wühlte die Hände aus dem Schlafsack und schnallte sich gehorsam an.

Einige Kilometer weiter meldete mein Handy mit einem Piepton, dass es wieder Empfang hatte. Ich warf einen Blick auf die Uhr. Ich war auf dem Weg nach Burlington gewesen, um Thomas zu besuchen und mit ihm in ein Klavierkonzert zu gehen. Vermutlich wunderte er sich, warum ich nicht aufgetaucht war. Rasch wählte ich seine Nummer.

»Tommy, hier ist Troy«, sagte ich und kämpfte gegen die

Erschöpfung an. »Es tut mir wirklich leid, aber mir ist etwas dazwischengekommen. Ich schaffe es nicht.«

Kurzes Schweigen, dann sagte er mit ruhiger Stimme: »Okay.« Es ärgerte mich, dass er so gelassen reagierte – es ist nicht immer einfach, mit jemandem auszugehen, der so wahn-sinnig verständnisvoll ist.

»Ich kann das auf die Schnelle nicht erklären«, fuhr ich fort.  
»Ich rufe dich heute Abend an.«

Erneute Pause. »Alles in Ordnung bei dir?«

»Ja, alles bestens.« Ich versuchte, überzeugend zu klingen. Ich sah Thomas im Geiste auf dem Sofa sitzen, das rötlich blonde Haar ordentlich gekämmt, mit gebügelter Khakihose und adrettem Hemd – wie einem Katalog von Lands' End ent-stiegen. Dass ich von der Fähre gesprungen war, wollte ich ihm lieber nicht erklären, weder jetzt noch sonst irgendwann. »Ich melde mich«, sagte ich und beendete das Gespräch.

Ich schaute den Jungen an. »Männer!« Er lächelte schwach, was mir einen Stich versetzte.

Wir näherten uns Keeseville, wo ich nach Süden in Richtung Elizabethtown abbiegen konnte. Ich spielte mit dem Gedan-ken, zur Polizei zu fahren, ganz ehrlich. Doch dann stellte ich mir vor, wie wir in unseren zusammengewürfelten Klamotten, feucht und zerzaust, in die Polizeiwache stapften und erklärten, dass jemand diesen Jungen hatte ertränken wollen. Dann würden sie ihn mitnehmen, und ich würde nie erfahren, wohin man ihn gebracht hatte und was aus ihm geworden war.

Ich durfte nicht zulassen, dass man ihn zu den Leuten zu-rückschickte, die ihn wie ein ungewolltes Kätzchen von der Fähre geworfen hatten. Ich war keine neunzehn mehr.

Was ich mir jedoch nicht eingestehen wollte, war die Tat-sache, dass ich diesen Jungen schon als mein Kind betrachtete. Ich hatte ihn gefunden, ich hatte ihn gerettet. Ich würde ihn keinem Fremden überlassen.

Also fuhr ich an der Abzweigung vorbei nach Hause.

Ich parkte vor dem Haus. Der Junge hatte während der siebzig Kilometer weiten Fahrt ruhig dagesessen. Zwischendurch hatte ich in einem kleinen Laden heißen Kakao gekauft. Er umklammerte den Becher mit beiden Händen und trank in winzigen Schlucken. Keiner von uns hatte etwas gesagt.

»Wir sind da.« Ich deutete auf das Haus. »*Ça, c'est ma maison.*« Hier hatte ich ein Zimmer gemietet, als ich nach Lake Placid gekommen war. Als mein Vermieter, ein Eisschnellläufer, wegzog, kaufte ich das Mobiliar und übernahm das Haus. Ich vermiete die freien Zimmer an Sportler, die in der Stadt trainieren, und an Leute, die wegen der Seen, Berge und Skipisten herkommen. Manche bleiben ein paar Monate, andere ein ganzes Jahr oder länger. Wir teilen uns Wohnzimmer und Küche, und jeder muss selbst spülen. Tut er das nicht, packe ich das Geschirr in eine Papiertüte und stelle sie vor seine Zimmertür. Sie kapieren es meist ganz schnell.

Meine Familie würde dieses Haus als Bruchbude bezeichnen, aber mir gefällt es. Meine Jungs leisten mir jederzeit beim Radfahren, Laufen oder Tanzen Gesellschaft. Wenn ich meine Ruhe haben will, kann ich in meine Wohnung flüchten.

Diesen Teil meines Lebens findet Thomas ausgesprochen beunruhigend, ist aber zu höflich, um es zu erwähnen. Er ist ein zurückhaltender Mensch und verschweigt lieber, dass ihm meine athletischen männlichen Mitbewohner nicht ganz geheuer sind. Ich selbst bin zu stur, um ihm zu verraten, dass ich der eisernen Regel folge, keine Romanzen innerhalb des Hauses

zu beginnen. Gut, einmal war ich in Versuchung, gegen diese Regel zu verstoßen, aber das ist eine andere Geschichte.

Ich ging um den Wagen herum und öffnete die Beifahrertür. Dann löste ich den Sicherheitsgurt und befreite den Jungen von Schlafsack und Handtuch. Er sah auf den Boden und dann zu mir, als wollte er wissen, ob er auf Socken laufen durfte. Ich nickte. Er reichte mir seine kleine Hand und stieg in den viel zu großen Wollsocken vorsichtig die Stufen zur Haustür hinauf.

Sie war wie üblich nicht abgeschlossen. Ich hatte es aufgegeben, den Jungs beizubringen, dass man abschließt. Außerdem vergaßen sie viel zu oft ihre Schlüssel, wenn sie Laufen oder Radfahren gingen, und kletterten dann vom Heizöltank aus durchs Fenster. An den Schlafzimmertüren hatte ich Schlösser angebracht, war aber so ziemlich die Einzige, die sie tatsächlich benutzte.

Zwei Jungs schauten fern und aßen Pizza aus einer Schachtel, die auf dem verschrammten Couchtisch stand. Bei dem Geruch lief mir das Wasser im Mund zusammen.

Ich steckte den Kopf ins Zimmer. »Ist Zach da?«

»Nee«, antwortete Dave, ohne aufzublicken. Er war ein ruhiger Typ, ein Kajakfahrer, der in einem Sportgeschäft arbeitete. Zach, der von allen am längsten bei mir wohnte, hatte den Schlüssel zum Gästezimmer. Ich bedeutete dem Jungen, er solle sich auf die unterste Treppenstufe setzen, und ging in Zachs Zimmer. Der Schlüssel hing an einem Nagel in der Rückwand seines Kleiderschranks.

Auf dem Weg nach unten stützte ich mich auf das Treppengeländer, ergriff dann die Hand des Jungen und führte ihn durch die Küche und über die schmale Treppe hinauf in meine Wohnung. Das vordere Zimmer benutze ich als Büro, dahinter liegt mein Schlafzimmer, links das winzige Bad. Meine eigene kleine Suite.

Seine Finger waren kalt, und auch ich kühlte rasch aus, seit ich nicht mehr im geheizten Auto saß. Mein nasser Pferde-

schwanz und meine Unterwäsche hatten das Sweatshirt durchnässt.

»Jetzt wäre wohl ein warmes Bad angebracht«, sagte ich. Mir fiel das französische Wort für Bad nicht mehr ein, und der Junge schaute mich verständnislos an. Ich führte ihn ins Badezimmer, drehte die Wasserhähne auf und spritzte Shampoo in die Wanne, um Schaum zu machen. Ohne zu zögern warf er die Jacke auf den Boden und streckte mir die Arme entgegen, damit ich ihm das T-Shirt ausziehen konnte. Es schien eine vertraute Bewegung zu sein, so als würde Vater oder Mutter jeden Abend zu ihm sagen: *Zeit zum Baden*. Wir kämpften mit seiner nassen Jeans. Schließlich setzte er sich auf den Boden, und wir zogen gemeinsam daran. Ich hätte ihn in Unterwäsche baden lassen, weil ich ein fremdes Kind niemals aufgefordert hätte, sich vor mir auszuziehen. Auch war es denkbar, dass er missbraucht worden war. Doch er zog ganz selbstverständlich die Unterhose aus und stützte sich auf meine Hand, als er in die Badewanne stieg. Das alles schien ganz normal zu sein.

Sein Körper war dünn, aber unversehrt. Ich gab ihm einen Waschlappen mit Seife, und er wusch sich die Arme. Ich wusste nicht, ob er sich allein die Haare waschen konnte, also gab ich etwas Shampoo auf meine Hand und massierte es behutsam ein. Er legte den Kopf in den Nacken, als ich den Schaum abspülte, wobei das Wasser über meine Arme lief und mein Sweatshirt vollkommen durchnässte. Plötzlich zitterte ich vor Kälte.

»Kann ich dich fünf Minuten allein lassen? *Cinq minutes? Je vais aller ... dans l'autre ... salle de bains.*« Ich zeigte nach unten und tat, als würde ich duschen. Er nickte. Ich ließ noch mehr heißes Wasser ein, schnappte mir ein Handtuch und saubere Kleidung und lehnte die Tür an.

Vorsichtig stieg ich die Treppe hinunter, da sie von jemandem gebaut worden war, der das Verhältnis von Tritt und Steigung nicht kapiert hatte. Die Stufen sind so steil und schmal,

dass man kaum den Fuß aufsetzen kann. Einmal war ich ausgerutscht und hatte die letzten Stufen schmerzhaft auf dem Steißbein zurückgelegt. Seitdem halte ich mich gut fest.

Der Pizzageruch aus dem Wohnzimmer war verlockend. Wenn es jemals einen Tag gegeben hatte, an dem eine Pizza angebracht war, dann dieser. Ich rief bei Mr. Mike's gegenüber an, dessen Speisekarte im Flur an die Wand gepinnt war. Die Jungs im Wohnzimmer konzentrierten sich auf Vanna White, die bei *Glücksrad* gerade einen Begriff buchstabierte, der mir selbst in meinem mitgenommenen Zustand offensichtlich erschien. »Dave, könntest du in zehn Minuten meine Pizza bei Mr. Mike's abholen? Ich lege das Geld unters Telefon. Was ich nicht schaffe, kannst du später haben.«

»Klar doch«, sagte er, ohne aufzusehen.

Für sportliche männliche Mitbewohner ist »Essensreste« ein Fremdwort. Manchmal rieche ich es mitten in der Nacht. Spähe ich durch den Lüftungsschlitz im Boden, entdecke ich einen der Jungs, der nicht bis zum Morgen warten kann und sich gerade Nudeln kocht. Ich wusch mir energisch die Haare, um alle Spuren des Seewassers zu entfernen, und schäumte sie dann noch einmal ein. Ich zog mich an, ohne mir die Haare auszukämmen, und lief schnell nach oben.

»Alles in Ordnung?«, rief ich leise, als ich mich dem Badezimmer näherte. »*Comment ça va?*«

Er lag ausgestreckt da, den Kopf ans abgeschrägte Ende der alten Wanne gelehnt, die dünnen Gliedmaßen im Wasser schwach zu erkennen. Er sah aus wie in dem Moment, als ich ihn im See gefunden hatte, die Augen geschlossen, eher tot als lebendig. Er schreckte auf, doch als er mich sah, verschwand seine Angst. Ich spürte einen leisen Schmerz.

»Du dürftest ganz schön durchweicht sein«, sagte ich so nüchtern wie möglich, zog den Stöpsel heraus und wickelte den Jungen in ein Handtuch. Als ich ihn heraushob, kam er mir unglaublich klein und zerbrechlich vor. Sanft rubbelte ich

ihm die Haare trocken. Natürlich hätte ich ihn am liebsten mit Fragen bestürmt: *Wer hat dir das angetan? Warum hat dich jemand von einer Fähre geworfen?* Doch er hätte wohl ohnehin nicht geantwortet.

Ich zog ihm ein altes Rugby-Trikot über den Kopf, das er als Nachthemd tragen konnte. Es reichte ihm bis über die Knie, und er sah darin aus wie der kleinste Junge aus *Peter Pan*. Ich krepelte ihm die Ärmel hoch und kämmte ihm die Haare. Dabei schaute er mich die ganze Zeit an.

Dann rief Dave nach mir. »Bin gleich zurück«, sagte ich und hob einen Finger. Dann ging ich nach unten die Pizza holen. Ich balancierte eine Milchpackung und zwei Plastikbecher auf der dampfenden Schachtel.

»Ich hoffe, du magst Pizza. *Tu aimes la ... Pizza?*« Es musste ein universeller Begriff sein, genau wie McDonald's, denn ein Leuchten ging über sein Gesicht. Erst als ich hineinbiss, wurde mir klar, wie hungrig ich war, und drei Stücke waren rasch verschwunden. Der Junge aß anmutig, aber schnell. Als wir den ärgsten Hunger gestillt hatten, hörten wir Krach auf der Treppe. Er riss die Augen auf und hörte auf zu kauen, das Pizzastück fest umklammert.

»Schon gut. *C'est mon chien.*« Ich hatte kaum ausgesprochen, als Tiger schon ins Zimmer stürmte. Sie ist eine Mischung aus Deutschem Schäferhund und Golden Retriever. Da ein Golden Retriever in Lake Placid als Statussymbol gilt, sage ich immer, ich habe es zur Hälfte geschafft. Allerdings sieht sie eher aus wie ein Schäferhund mit Retriever-Kopf und ist ein bisschen rundlich, weil zu viele Mitbewohner ihr zu viele Pizzaränder zustecken. Im Augenblick war sie sehr aufgeregt und sehr nass.

Zach lugte um die Ecke des Treppenhofens. »Kann ich raufkommen?«

»Du bist doch schon oben.« Meine Zimmer sind für die Jungs verboten, aber für Zach gelten andere Regeln. Er wohnt



das ganze Jahr über in Lake Placid, macht im Winter Langlauf und fährt im Sommer Rad und schlägt sich mit Aushilfsjobs durch. Er ist groß und schlaksig und stottert ein bisschen.

»Nicht so ganz«, grinste Zach und sprang die letzten Stufen hoch. Er trug Laufshorts, Schuhe und ein T-Shirt, das aussah, als hätte er einen Pinsel daran abgewischt. »W-wen haben wir denn da?«

»Einen Freund, der über Nacht bleibt.« Der Junge rückte näher an mich heran und machte große Augen.

»F-freut mich, dich kennenzulernen.« Zach streckte die Hand aus. Der Junge ließ sich schüchtern die Fingerspitzen schütteln. »Hey, Pizza!« Zach nahm sich ein Stück. Ohne Vorwarnung verschwamm die ganze Szene – Junge, Pizza, Hund, Zach, Zimmer – vor meinen Augen und machte Anstalten zu verschwinden. Als wäre dies das glückliche Ende, das ich mir erträumt hatte, während ich im See mühsam die Luft angehalten und mich gefragt hatte, ob ich noch lebte oder schon tot war.

Nach einer Ewigkeit hörte ich Zach etwas sagen und lachen und kehrte ins Hier und Jetzt zurück. Tiger hatte sich geschüttelt, dass die Tropfen flogen.

»Tiger war offenbar schwimmen.« Ich nahm ein Handtuch und fing an, sie trockenzureiben.

»Yep, nachdem wir um den See gelaufen waren. Hey, ich dachte, du wolltest den guten alten Thomas besuchen.«

»Er ist nicht alt«, sagte ich automatisch. »Wollte ich auch, aber stattdessen ist mir dieser junge Mann über den Weg gelaufen.«

Er hob die Augenbrauen, fragte aber nicht weiter. Der Junge streckte vorsichtig die Hand nach Tigers schwarzem Fell aus. Plötzlich war ich erschöpft und satt. »Zach, würdest du das den Jungs runterbringen?«

»Mmm«, murmelte er, sammelte Schachtel und Milchpackung ein und stopfte sich noch ein Stück Pizza in den Mund.

»Danke, dass du dich um Tiger gekümmert hast«, rief ich ihm hinterher. Eine gedämpfte Antwort, die ich nicht verstehen konnte.

Dem Jungen fielen die Augen zu. »Bist du müde? *Tu veux dormir?*« Ich brachte ihn ins Schlafzimmer und überredete ihn, das halb gegessene Stück Pizza auf den Nachttisch zu legen. Dann schlug ich die Bettdecke zurück, und er kroch hinein, gefolgt von Tiger. Manche Leute finden es barbarisch, seinen Hund im Bett schlafen zu lassen, aber ich mag es, wenn sich der warme Körper in meine Kniekehlen schmiegt. Mein Hund, mein Haus, meine Regeln. Einer der vielen Gründe, aus denen ich immer gern Single gewesen bin.

Im Bad breitete ich den Inhalt meiner Brieftasche zum Trocknen auf einem Handtuch aus und warf meine nassen Visitenkarten weg. Dann fiel mir ein, dass ich Thomas anrufen musste.

Manchmal fragte ich mich, was er an mir fand. Wir haben uns letztes Jahr im Spätsommer kennengelernt, als er zu einem Wettrennen in Lake Placid war. Er tat, als würde es ihm nichts ausmachen, dass ich mich nicht dauerhaft auf ihn festlegen wollte. Nicht, dass die Männer Schlange standen, um mit mir auszugehen, aber man kann nie wissen. Er ist Professor für Geschichte an der Universität von Vermont und der methodischste und organisierteste Mensch, dem ich je begegnet bin. Er würde niemals etwas aus einem Impuls heraus tun, zum Beispiel in den Lake Champlain springen. Er würde nicht verstehen, was mich dazu getrieben hatte.

Also erzählte ich ihm nichts davon. Ich sagte nur, es habe einen Notfall gegeben, und ich hätte mich um den Sohn einer Bekannten kümmern müssen. Was beinahe stimmte. Jeder andere hätte nach Einzelheiten gefragt, aber nicht Thomas.

Das Gespräch endete unbeholfen, so wie immer. Ich weiß, Thomas möchte »Ich liebe dich« sagen, doch die natürliche Antwort wäre »Ich dich auch«. Und das sage ich nicht, was

er ganz bestimmt weiß. Ich kann ihn nicht belügen, und auch das weiß er.

Etwas fehlt. Ich weiß nicht, ob es an ihm oder an mir liegt. Jedenfalls ist er so klug, dass ich bei ihm nicht jedes Wort auf die Goldwaage legen muss. Wir laufen beide gern, fahren Rad, machen Langlauf und, na ja, ansonsten funktioniert bei ihm auch alles bestens. Manchmal denke ich, ich sollte das Ganze beenden, um ihm keine falschen Hoffnungen zu machen. Aber ich würde ihn vermissen. Also tue ich gar nichts. Und komme mir wie eine Betrügerin vor.

Ich ging die knarrende Treppe hinunter, um die Tür unten abzuschließen. Als ich den Riegel vorschob, lief in meinem Gehirn plötzlich ein Film ab. Der Junge fiel, ich sprang ins Wasser, schwamm eine Ewigkeit, schleppte mich mühsam mit ihm zum Auto.

*Angenommen, du hättest ein Kind in den See geworfen. Würdest du dableiben und zusehen, wie es ertrinkt? Hatte jemand beobachtet, dass ich ihn gerettet hatte? Es lief mir kalt den Rücken hinunter, als mir der nächste Gedanke kam: Angenommen, du hättest ein Kind in den See geworfen und wüsstest, dass es überlebt hat. Würdest du nach ihm suchen?* Ich wollte das vernünftig durchdenken. Doch da ich mir überhaupt nicht vorstellen konnte, ein Kind von einem Schiff zu werfen, war der Versuch zum Scheitern verurteilt.

Der Junge hatte sich im Bett zusammengerollt, das Gesicht zur Wand, daneben Tiger. Das Fenster stand ein Stückchen offen, wie ich es in den Monaten ohne Schnee immer halte. Sollte jemand eine Leiter ans Haus lehnen, um hereinzuklettern, würde ich es hören. Oder Tiger.

Als ich beim Zähneputzen in den Spiegel schaute, schnitt ich eine Grimasse. Mein Gesicht war angespannt, mit dunklen Schatten unter den Augen. Ich wusste nicht, wann ich mich zuletzt so sehr nach Schlaf gesehnt hatte. Ich musste mich anstrengen, um die Zahnbürste zu bewegen.

Auf Zehenspitzen schlich ich ins Schlafzimmer und legte mich auf meine Seite, dem Jungen den Rücken zugewandt, Tiger zwischen uns. Ich schloss die Augen und war schon halb im Nimmerland.

»Trrroy«, sagte eine leise Stimme neben mir.

»Mmm.« Ich war zu müde, um mich umzudrehen.

»*Je m'appelle Paul.*«

Ich lag ganz still da und horchte auf seinen Atem. »Okay, Paul«, sagte ich schließlich. »Träum schön. *Fais de beaux rêves.*«